N.F.H.98.

P

Eine vergessene

Geschichtsphilosophie.

Zur Geschichte des jungen Deutschlands.

Von

Dr. phil. Richard Jester
in Karlsruhe.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1890.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwe

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aufmerksame Leser von Immermanns „Münchhausen“ werden sich wohl der köstlichen Stelle erinnern, wo sich der Buchbinder gegen den Vorwurf des Herausgebers verwahrt, daß er ohne Interpunktion auf ein Buch den Goldtitel „Zur Philosophie der Geschichte von Karl Gutzkow“ gesetzt habe. Der an seiner Ehre angegriffene Meister erklärt es da für eine Unmöglichkeit, auf 305 Seiten Gott und die Revolutionen, den Teufel und seine Großmutter abzuhandeln. „Wenn aber,“ so läßt er sich vernehmen, „Gutzkow das Buch, was er vermuthlich auch nur schrieb, um sich die Langeweile zu vertreiben, dennoch herausgab, so konnte das nur in der einzigen Absicht geschehen, Memoiren über seine schlechten und mangelhaftigen Studien zu liefern.“ Der Titel sei also richtig.[1]

Außer dieser einen Stelle vermag ich nichts beizubringen über die Aufnahme, welche das Buch des rasch bekannt gewordenen jungen Schriftstellers bei seinem Erscheinen gefunden hat. Für die Folgezeit hat dasselbe, obwohl es der Verfasser unter dem Titel „Philosophie der That und des Ereignisses“ in seine gesammelten Werke aufnahm,[2] so gut wie nicht existirt. Man sollte nun denken, eine Geschichtsphilosophie von dem geistigen Haupte des „Jungen Deutschland“ verdiene, sie sei so unsystematisch wie sie wolle, volle Beachtung. So sehr zwar Gutzkow

selbst dagegen zu protestiren pflegte, wenn man in der jungdeutschen Schule mehr sehen wollte als die in einigen jungen Köpfen gleichmäßig zum Ausdruck gelangte Tendenz des gährenden Zeitalters, so hat doch auch er zugegeben, daß die jungdeutsche Kritik vor Gründung der „Hallischen Jahrbücher" eine Macht war im geistigen Leben der Nation. Dennoch sucht man in den größeren Geschichten der Philosophie, wie in den einschlägigen Spezialwerken von Flint und Rocholl vergebens den Namen Gutzkow. Wir sind nun allerdings entsetzlich akademisch geworden, und der gelehrte Zunftzwang, den die seit den dreißiger Jahren hereinbrechende feuilletonistische Sündfluth mit heraufbeschworen hat, könnte es wohl erklären, warum man dem vierundzwanzigjährigen Geschichtsphilosophen die Beachtung versagte, welche doch die Schrift des dreißigjährigen Herder, „Auch eine Philosophie der Geschichte", noch immer gefunden hat. Herders Versuchen folgten später freilich als reifere Frucht die „Ideen zur Philosophie der Geschichte", aber auch Gutzkow hat sein ganzes Leben lang mit den Problemen gerungen, welche seine Jugend beschäftigten. Läge aber auch der positive Gewinn, den wir dem Buche entnehmen können, nicht auf philosophischem Gebiete, so bliebe noch immer die Frage offen, ob dasselbe für den Entwickelungsgang des Dichters so ganz bedeutungslos gewesen ist. Aber auch darüber gleiten selbst dem Verfasser sonst wohlgesinnte Litterarhistoriker entweder wie Gottschall[3] mit einigen nichtssagenden Wendungen hinweg, oder sie hüllen sich, wie Heinrich Kurz, in tiefes Schweigen. Wenn ich nun den philosophischen Werth des Buches außerordentlich gering, seinen Werth als Zeugniß von Gutzkows Entwickelung sehr hoch anschlage, so wird einer Analyse desselben eine Darlegung seiner Entstehungsbedingungen vorausgehen müssen.

In dem liebenswürdigen Buche, „Aus der Knabenzeit"[4] hat uns der so oft wegen seiner Unliebenswürdigkeit verschrieene

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichter tiefe Einblicke in die Kinderseele thun lassen. Wir lernen da die eigenthümliche Umgebung kennen, in welcher der lebhafte Knabe heranwuchs. Berlin, wo er 1811 geboren wurde, war damals noch nicht die rauschende Weltstadt von heute, die es dem Kinde kaum mehr erlaubt, jung zu sein und sich die zu seinem geistigen Gedeihen nothwendige kleine Welt zu erbauen. Und beschränkt genug war seine Welt. Wie er uns seine Eltern schildert, hat sich diesmal gegen die Regel die Lust zum Fabuliren von dem mit seinem Herrn in den langen Kriegszeiten viel herumgekommenen Vater, einem Bereiter des Prinzen Heinrich, auf den Sohn vererbt, von der Mutter aber, einer einfachen Frau, die zwar lesen, aber nicht schreiben konnte, die nüchterne, verständige Auffassung der Dinge.[5] Wir werden daher, wenn wir Gutzkows Entwickelungsgang verstehen wollen, nicht übersehen dürfen, von welcher Beschaffenheit der Stoff war, in dessen Verarbeitung sich jene Charaktereigenschaften zuerst bethätigen sollten. Bei einem Vetter von mütterlicher Seite, einem Musselinweber, macht das Kind frühzeitig Bekanntschaft mit dem Wesen eines eigenartigen Pietismus.[6] Aber auch in dem Vater erwachen durch Melancholie genährte religiöse Bedürfnisse, deren Befriedigung er, natürlich in Begleitung seines Sohnes, in Konventikeln sucht oder gar in Andachtsübungen, welche ein verkommener Student auf seinem Zimmer veranstaltet. Allein schon übt der Knabe in seiner Weise Kritik. Ueber Bibel und Gesangbuch, seine erste geistige Nahrung, hinaus hat seine Phantasie die erste Anregung durch ein Erbauungsbuch aus der Schule Lavaters erhalten, und die drastische Polemik desselben gegen den Rationalismus legt es ihm nahe, auch andere Auffassungen der Heilslehre prüfenden Blickes zu betrachten. Hier liegen die Wurzeln des Grundthemas, das wir selbst in den flüchtigsten Erzeugnissen seiner Feder gestreift finden, der Frage nach dem Verhältnisse von Gott und Welt. Hier aber hat er sich auch an jene Betrachtungsweise gewöhnt, welche alle Dinge

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von zwei Seiten sieht und „die Menschen aus dem Gesetz ihrer eigenen Entwickelung zu würdigen" bestrebt ist.[7] In der Stickluft jener Konventikel hat er tiefere Blicke in das Seelenleben des kleinen Mannes gethan, als es ihm Viele zugestehen wollen, und so sehr ihm das Sektenwesen zuwider sein mochte, in der unleugbaren Anziehungskraft, welche derartige Vereinigungen auf den Ungebildeten ausüben, sah er später einen Beweis für die Zukunft der freien Gemeinden und des Deutschkatholizismus.

Solchen Naturen wird es an Kämpfen zwischen Kopf und Herz nicht fehlen. Denn „es giebt zwei Welten, die des Herzens und die des Geistes. Die Pflichten und Rechte beider gleichen sich hienieden nicht aus."[8] Als ergötzliches Beispiel der früh an ihn herantretenden Kämpfe erzählt er selbst in den Lebensbildern, wie der von burschenschaftlichen Idealen erfüllte Primaner in dem verhaßten Demagogenverfolger Minister von Kamptz seinen Wohlthäter und väterlichen Freund verehren mußte.[9] In der geistigen Atmosphäre der Berliner Universität, die er 1829 zum Studium der Theologie bezog, wurde zunächst nur die dialektische Richtung seines Geistes einseitig entwickelt. Der philosophischen Methode Hegels und Schleiermachers entnahm der junge Student gleich so vielen seiner Altersgenossen in erster Linie trotz alles Spottes über die Jongleurkünste der Philosophen doch nur das virtuose Spielen mit Begriffen. „Das abstrakte Formeldenken"[10] widerstand ihm. Aber die seinem Denken nothwendige konkrete Unterlage fand er zunächst noch in seinen akademischen Studien. Bei der Arbeit an seiner philologischen Preisschrift über die Schicksalsgottheiten der Alten (1830) schwebte ihm der in dieser Fassung an Schelling erinnernde Gedanke vor, daß der Zweck alles Lebens und aller Geschichte die Darstellung und Hervorbringung Gottes sei.[11] Aber je mehr seine theologischen Studien in den Hintergrund traten, desto mehr wandte er seine Art, die Dinge zu sehen, auf das geistige Leben der Zeit an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zwei Schriftsteller, Wolfgang Menzel und dessen späterer Antagonist Börne, wurden jetzt seine Leitsterne. Bei beiden fand er „die Beibehaltung desjenigen vom Alten, was ihm wohlthat, bei Menzel die romantische Schule, bei Börne Jean Paul, und doch bei Beiden die volle Zuthat vom Neuen".[12] Nicht als Kritiker, sondern als Antikritiker und Vertheidiger Menzels verdiente er sich noch als Student in dem „Forum der Journallitteratur" seine litterarischen Sporen und betrat damit die journalistische Laufbahn, in der er sich nur ein Jahrzehnt lang zersplittern und mit der an seinem Lebenskeim nagenden Verbitterung erfüllen sollte. Es hat etwas Rührendes, wenn der Dreiundsechzigjährige in seinen „Rückblicken", (S. 113) die mit dem Prosakultus des vielschreibenden Jungen Deutschlands nothwendig verknüpfte Unreife schildert, wenn er den Sohn der dichtenden Muse glücklich preist, „der mit den ersten Kundgebungen seiner Feder haus zu halten versteht", aber noch glücklicher jenen, „der sofort in eine Bahn geräth, die jede Unreife der Erfahrung, jede Jugendlichkeit des Geschmacks und des Urtheils so lange verbirgt, bis die Jahre dem Geiste die größere Reife gegeben haben". Ihm, dessen ganze künftige Existenz auf den Erwerb seiner Feder gestellt war, sollte es nicht so gut werden.

Verräth schon die Wahl seiner Leitsterne die Unreife seines Geistes und die „Jugendlichkeit seines Geschmackes", so war weder die Zeit noch sein Beruf dazu angethan, ihn von Abwegen fernzuhalten. Die gährende Zeit, überreich an Anregungen wie sie war, zu begreifen, oder wie man damals sagte, dialektisch zu überwinden, erforderte mehr als die flüchtig bei Hegel aufgelesene Weisheit des Studenten. Sein „Handwerk" aber ließ ihm beim besten Willen nicht Zeit, die Eindrücke vielseitiger aber hastiger Lektüre sowie eines unsteten Wanderlebens gründlich zu verarbeiten. Wenn er einmal gesagt hat, daß „alles höhere, geistige, innerlichste Wachsen des Menschen halbe Krankheit" sei,[13]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

so giebt er nur in abstrakter Form wieder, was er an sich selbst erfahren hatte. Dies zeigt sich vor allem in der Gestalt, welche seine Lieblingsideen damals annahmen. Denn so sehr der Journalist die Anregungen für seine Schriftstellerei aus den Ereignissen des Tages, ja aus seinen persönlichen Erlebnissen schöpfte, das Grundthema bleibt doch immer die Erforschung des Zusammenhanges von Gott und Welt. „Verfolgt von einer oft quälenden Unruhe, sich in Gott und göttliche Dinge zu versenken, oft beglückt von einem milden Hauche der Gläubigkeit, viel öfter aber noch zerrissen von Zweifeln und ergrimmt über die irdischen Entstellungen des Ewigen, erfaßte er mit Liebe den Gedanken, in profaner Weise die Inkarnation Gottes in einem Menschen zu schildern."[14] Er that dies in seinem ersten Romane „Maha Guru", dessen Tendenzen jedoch zu verwickelter Natur waren, als daß die Meinung des Dichters völlig erfaßt werden konnte. Kein Anderer als er selbst war dann jener in Zweifel verstrickte Sadducäer von Amsterdam, der darüber die Braut verliert. Aus dem ehemaligen Studenten der Theologie wurde ein geschworener Feind alles Pfaffenthums, als er zu bemerken glaubte, daß die Orthodoxie ihr Haupt wieder hoch erhebe, und die eben damals in Deutschland Eingang findenden Lehren eines St. Simon und Lamennais fielen daher bei ihm auf fruchtbaren Boden. Wenn St. Simon in Bekämpfung des Satzes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" die soziale Reform als die bis auf seine Zeit verkannte oder absichtlich verhüllte Tendenz des Christenthums hinstellte, so fühlte sich Gutzkow zu dieser Lehre anfangs um so mehr hingezogen, als er zu finden glaubte, daß Lamennais von ganz anderen konfessionellen Voraussetzungen aus schließlich zu einem ähnlichen Resultate gekommen sei.

Da starb sein ehemaliger Lehrer Schleiermacher (Februar 1834), und Gutzkows stets zu Kampf und Widerspruch bereiter Geist erschrak bei dem Gedanken, daß die Orthodoxie den Mann, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Religion und Wissenschaft auf dem neutralen Boden des Gemüthes zu versöhnen gewußt hatte, als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen könne. Daß auch dieser seine romantische Periode durchgemacht hatte, glaubte er daher schon deswegen in Erinnerung bringen zu müssen, weil „das Gerücht sagte, die Berlinischen Zionswächter und jene Loyalität, welche so lange an Schleiermacher gezupft hat, bis er zu ihr herunterfiel und ganz gewöhnlich und offiziell wie sie wurde, hätten Lust, seine Briefe über die Lucinde mit Stillschweigen zu übergehen".[15] Das Gerücht war völlig unbegründet. Denn die 1835 beginnende Ausgabe von Schleiermachers Werken hat, allerdings sehr viel später, in der dritten Serie die Briefe gebracht, welche selbstverständlich in der ersten der Theologie gewidmeten Abtheilung nicht erscheinen konnten. Wenn also Gutzkow später behauptet hat, er habe seine Neuausgabe derselben veranstaltet, weil die Theologen sie von der Ausgabe der Werke ausgeschlossen hätten, so ist dies nicht richtig. Was er damit bezweckte, sagt er vollkommen unzweideutig in der im Januar 1835 in Frankfurt niedergeschriebenen Vorrede. „Mit dem behaglichsten Gefühle" — heißt es da (S. XII) — „werf' ich diese Rakete in die erstickende Luft der protestantischen Theologie und Prüderie, und weide mich an der Verlegenheit, wenn in das moralische Gesäusel gewandt unterdrückter Leidenschaften und die loyale Politur gesellschaftlicher Bequemlichkeit und Selbstgenughabens plötzlich eine recht derbe, natürliche und witzige Zweideutigkeit fährt." Er will den Pfaffen zeigen, daß „nicht alles Theologie sei, was in der Welt ist". Aber er will noch mehr. Wenn Friedrich Schlegel in seiner Lucinde die „Religion" der schönen freien Sinnlichkeit predigt, so verhindert ihn nach Gutzkow nur die lediglich auf den Künstler, nicht auf die übrige banausische Menschheit bezogene romantische Doktrin, seine leitenden Gedanken zum Ausgangspunkt einer „sozialen Revolution" zu machen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Ansätze dazu fänden sich aber gerade bei Schleiermacher, und dies sei das wesentliche Verdienst seiner „vertrauten Briefe".[15] Aus beiden schöpft nun Gutzkow seinen Glauben „an die Reform der Liebe wie an jede soziale Frage unsers Jahrhunderts". (XVII.) Gleichwohl läßt er uns, so „deutlich" er auch zuweilen werden mag, über das Wesen dieser sozialen Revolution ganz und gar im unklaren. Er verwirft zwar die kirchliche Trauung, verwirft er aber darum auch die Institution der Ehe? Man wird dies doch nicht ohne weiteres behaupten dürfen. Wenn ihm aber die Frauen seiner Zeit nur da zu sein schienen, „um durch ängstliche Rücksichten den Flug unseres Wesens niederzuhalten" (XX), so erkennt der mit Gutzkows Lebensgang Vertraute in dieser von grenzenloser Ueberhebung zeugenden Verallgemeinerung die Verbitterung wieder, welche über seine erste infolge seines Berufswechsels zurückgegangene Verlobung im Gemüthe des jungen Mannes haften geblieben war. Und auch angesichts seiner übrigen Behauptungen können wir den Frauen jener Tage nur Glück dazu wünschen, „daß sie hinter den Männern so unendlich weit zurückgeblieben" waren.

Wie aber sollen wir es mit allem Angeführten vereinigen, wenn der Herausgeber seine Vorrede scheinbar zusammenhangslos mit dem Satze schließt: „Hätte die Welt nie von Gott gewußt, sie würde glücklicher sein!" (XXXVIII.) Allerdings würden wir, wenn Gutzkow nach dieser Vorrede nichts mehr geschrieben hätte, den Zusammenhang vergeblich aufsuchen. Daß die Liebe erst durch die bindende Hand des Priesters eine sittliche werde, daß die Ehe gar nach katholischer Auffassung ein Sakrament sei, glaubt er unbedingt verneinen zu müssen.[16] Wie nun, wenn es kein Christenthum gäbe? Dies führt auf die Frage, wie sich wohl das Leben der Menschheit ohne die historische Erscheinung des Christenthums, ja ohne ein Gottesbewußtsein überhaupt gestalten würde. Die Frage war nicht neu. Auch nach dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wolfenbüttler Fragmentisten hatte Wilhelm von Humboldt 1792 in den „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", mit heidnischer Unbefangenheit erörtert, daß ein ideales menschenwürdiges Streben, daß ein Leben von unantastbarster sittlicher Lauterkeit auch ohne den Glauben an Gott und Unsterblichkeit möglich sei.[17] Humboldts erst 1851 veröffentlichten „Ideen" konnten natürlich Gutzkow nicht bekannt sein, aber das besonnene, kühle Raisonnement des tiefen Denkers hätte der dreisten zugreifenden Art des jungen Schriftstellers schwerlich zugesagt. Da war Reimarus mit seiner scharfen, kecken Evangelienkritik ein ganz anderer Mann, und durch einen zeitgemäßen Auszug aus der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" dachte Gutzkow eine zweite wirksamere Rakete in das Lager der Orthodoxie zu schleudern, welche eben damals durch das „Leben Jesu" von Strauß in die heftigste Aufregung versetzt war. Allein allzu genau scheint er es auch mit dieser Arbeit nicht genommen zu haben, weil er sonst nicht schon damals den Arzt Reimarus als Verfasser der „Fragmente" bezeichnet hätte. Aber Hoffmann und Campe, die doch nicht allzu ängstlichen Verleger Heines und Börnes, zeigten diesmal keine Lust zur Annahme des ihnen angebotenen Büchleins.[18] Auf Veröffentlichung seiner Ideen mochte Gutzkow nicht verzichten. Ging es also nicht in der Form der theologischen Streitschrift, so durfte er vielleicht hoffen, mit einem Romane auf weniger Bedenken zu stoßen. Ja er gewann damit die willkommene Gelegenheit, dies in der Vorrede zu den Lucindebriefen behandelte Thema noch einmal in anderer Form in ein helleres Licht zu setzen. Hatte er doch schon dort (XXXVII) dem Romane empfohlen, seine „Grundsätze zur Anschauung zu bringen", da in ihm der „doktrinelle Ton eine Entweihung sei, während auch die Poesie energischer zum Herzen spreche und nicht zu nennen brauche, wo es genüge, nur zu zeigen". Was verschlug es da,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

daß er beschlossen hatte,[19] nur noch für Männer zu schreiben. Mit der schwierigsten aller Fragen trat er vor das Forum des damals wie heute bunt gemischten belletristischen Publikums. So entstand „Wally die Zweiflerin".

Daß ein Weib zum Mittelpunkt des Romanes gemacht wurde, hatte abermals seinen Grund in einem persönlichen Erlebniß. In einer Gesellschaft in Frankfurt a. M. hatte Gutzkow ein junges Mädchen kennen gelernt, die ihm anfangs nur wie eine Kokette gewöhnlichen Schlages erschien, weshalb es ihn doppelt überraschen mußte, als dieselbe ein von ihm angeregtes Gespräch über religiöse Dinge mit dem verzweiflungsvollen Ausrufe unterbrach, hierüber nachzudenken sei ihr unmöglich.[20] Es fiel ihm nicht schwer, bei einem Frühlingsaufenthalte in Mannheim einen Universitätsfreund Löwenthal, dem er jene Episode erzählte, zum Verlage eines Romanes zu bestimmen, welcher die Seelenkämpfe eines nur scheinbar oberflächlichen Weibes schildern sollte, das aus Mangel an Widerstandskraft durch die Verzweiflung an der Gottheit schließlich zu Grunde gehe. Auf das Motiv des Selbstmordes, aber auch lediglich darauf, hatte ihn der damals allgemeines Aufsehen erregende freiwillige Tod der überspannten Charlotte Stieglitz (Dezember 1834) geführt.[21] Löwenthal sollte den Roman erst nach Vollendung des Druckes zu sehen bekommen, und in dem Glauben, diesmal „etwas Hübsches"[22] zu liefern, benutzte der Dichter die Sommermonate des Jahres 1835 in Frankfurt und Wiesbaden zur Ausarbeitung seines Tendenzromanes, durch den er „dem Christenthum im neunzehnten Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemüthern zu geben, es mit den Stimmungen und Bedürfnissen dieser Zeit in Einklang zu bringen und zur Angel einer neuen Bewegung zu machen" hoffte.[23]

Aber selbst ein Tendenzroman hat andere Gesetze als eine Abhandlung, und die Entwickelung der Charaktere wird auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Form der Tendenz immer insoweit bedingen, daß sie als Ausfluß einer vom Dichter geschaffenen Persönlichkeit erscheint. Daß er auf diesem Wege zu einer lebensvollen Dichtung gelangen konnte, hat Gutzkow oft bewiesen, niemals besser als in seinem „Sadduzäer". Daß er jedoch in der Wally auf halbem Wege stehen geblieben ist, hat es wohl hauptsächlich verschuldet, daß der Roman, zwischen Dichtung und Streitschrift schwankend, zur Fratze geworden ist. Denn man sollte glauben, das Ganze sei eine Parodie im Stile der Mauthnerschen Nachahmungen „berühmter Muster". Eine kleine Probe möge genügen. Als männliches Gegenbild wird Wally der kalte Egoist Cäsar gegenübergestellt, der Urtypus jener „zerrissenen" Charaktere, welche seitdem von Gustav Freytags „Grafen Waldemar" und Spielhagens „Problematischen Naturen" bis herab zu den „breiten Bettelsuppen" moderner Durchschnittromane die Lammsgeduld des deutschen Lesepublikums erwiesen haben. Dieser Cäsar nun „stand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Nase und Mund schlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntniß gefallen war, jene Linien, die sich von dem lieblichsten Eindruck bis zu dämonischer Unheimlichkeit steigern können. Cäsars Bildung war fertig. Was er noch in sich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das schon Vorhandene zu befestigen, nicht zu verändern. Cäsar hatte die erste Stufenleiter idealischer Schwärmerei, welche unsere Zeit auf junge Gemüther eindringen läßt, erstiegen. Er hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einst glaubte, hinter sich; er fiel nicht mehr vor sich selbst nieder und ließ seine Vergangenheit die Kniee seiner Zukunft umschlingen und jene zu dieser beten: heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir selbst zu opfern? Cäsar begrub keine Todten mehr: die stillen Ideen lagen so weit von ihm, daß seine Bewegungen sie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nur noch Skeptiker; er rechnete mit Begriffsschatten, mit gewesenem Enthusiasmus. Er war durch die Schule hindurch und hätte nur noch handeln können; denn wozu ihn seine todten Ideen machten, er war ein starker Charakter. Unglückliche Jugend! Das Feld der Thätigkeit ist dir verschlossen, im Strome der Begebenheiten kann deine wissensmatte Seele nicht wieder neu geboren werden; du kannst nur lächeln, seufzen, spotten, und die Frauen, wenn du liebst, unglücklich machen."[24] Wir fügen zur Vervollständigung dieser Charakterschilderung hinzu, daß Cäsar „jede Situation fatal war, in der er sich selbst nicht hatte beobachten können,"[25] glauben aber, daß Gutzkow denselben Effekt erreicht hätte, wenn er schlechtweg sagte: Cäsar war das, was man auf deutschen Hochschulen einen Schauerbock zu nennen pflegt.

Die Fabel des Romanes, wenn wir von einer solchen reden dürfen, ist in Kürze folgende: Wally, die vielumworbene, heirathet einen ungeliebten Mann. Aber im Geiste gehört sie Cäsar, dem sie sich zum Symbol ihrer geistigen Vermählung an ihrem Hochzeitstage nackt zeigt, so wie es nach Wolframs Titurel Sigune dem für sie in den Kampf ziehenden Schionatulander gethan hatte. Sie folgt darauf ihrem Gatten nach Paris, aber als sich dieser als ein ehrloser Schurke entpuppt, trägt sie kein Bedenken mehr, ihn zu verlassen und Cäsars Lebensgefährtin zu werden. Aber ein Egoist wie Cäsar weiß diesen Schritt nicht nach seinem vollen Werthe zu schätzen und wendet seine Neigung bald der „von Liebe schwellenden reichen" Jüdin Adolphine zu, die wir uns allerdings bestrickend zu denken haben, weil „das Segel ihres Herzens niemals schlaff, sondern immer aufgebläht, rund und voll" ist.[26] In die Seelenstimmung, in welche Wally dadurch geräth, läßt uns ihr Tagebuch Einblicke thun. Auch die Religion gewährt ihr, deren Glauben durch Cäsars „Geständnisse über Religion und Christen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

thum" vollends erschüttert ist, keinen Halt mehr und im freiwilligen Tode sucht sie Erlösung von ihren Qualen.

Die „Geständnisse", auf welche es dem Dichter ursprünglich doch am meisten ankam, sind eines Cäsars vollkommen würdig. Alles läuft darauf hinaus, daß historische Religionen, also auch das Christenthum, bei steigender Aufklärung eine Unmöglichkeit seien. Aber gottlos möchte er ein Zeitalter nicht nennen, dem ein St. Simon und ein Lamennais angehört haben. „Wir werden keinen neuen Himmel und keine neue Erde haben; aber die Brücke zwischen beiden, scheint es, muß von neuem gebaut werden."[27] Zum Schlusse ergreift der Dichter in einem „Wahrheit und Wirklichkeit" überschriebenen Epiloge selbst das Wort, und nimmt sich in Hinblick auf das eben skizzirte Phantasiegemälde der über der gemeinen Wirklichkeit stehenden höheren poetischen Wahrheit an. Denn „noch immer ging das Genie seinem Jahrhunderte voraus". Namentlich in der französischen Litteratur baut sich aber „eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Institutionen nichts entspricht, eine ideelle Opposition, ein dichterisches Gegentheil unserer Zeit, das einen zweifachen Kampf wird zu bestehen haben, einmal einen gegen die Wirklichkeit selbst als konstituirte Macht mit physischer Autorität, sodann einen gegen die Poesie der Wirklichkeit, welche so viel Dichter und so viel Kritiker für sich hat."[28] An der physischen Autorität aber ist Gutzkow damals gescheitert, und nur seiner Aussöhnung mit der recht verstandenen Poesie der Wirklichkeit hat er es zu danken, wenn sein Name heute in der Litteraturgeschichte, nicht nur in der Krankheitsgeschichte des deutschen Geistes genannt wird.

Wir würden uns bei dem kläglichen Machwerke nicht so lange aufgehalten haben, wenn es sich nicht um die folgenschwere Jugendsünde eines bedeutenden Mannes handelte. Gutzkow aber hat auch später den Roman für poetisch nicht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganz mißlungen gehalten[29] mit derselben unbegreiflichen Selbsttäuschung, mit welcher er unter anderem für Paul Heyses „Novellenschatz" als beste seiner Novellen die läppischen „Kurstauben" ausgewählt hat. In allen anderen Punkten trifft seine Selbstkritik den Nagel auf den Kopf. In der Geschichte der deutschen Litteratur kehren fast regelmäßig die Lucindeperioden wieder, welche nicht immer so gesunde Früchte wie Goethes römische Elegien gezeitigt haben. Damals war nun wieder einmal Wiedereinsetzung des Natürlichen in seine Rechte oder, wie die Gegner mit gehässiger Betonung des Heineschen Wortes sagten, Emanzipation des Fleisches die Losung, und Heine, die unter dem Namen des jungen Deutschland willkürlich zusammengefaßten Schriftsteller, sowie Richard Wagner in seiner zweiten Oper „das Liebesverbot"[30] verkündeten die alte, neue Lehre, deren Quelle doch nicht bei allen bloße Frivolität war. Am wenigsten bei Gutzkow, der ganz im Gegensatz zu eines Voltaire frivoler Grazie nirgends den plumpen Deutschen verleugnet und mit echt deutscher Pedanterie der Liebe eine bessere „Methodik" wünscht.[31] Die „Geständnisse" endlich erscheinen den gereiften Ueberzeugungen des Mannes als „reine Don-Quixoterie". Wollte die Kritik von dem Romane überhaupt Notiz nehmen, so hätte sie denselben „höchstens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen sollen", etwa in der Weise Immermanns, der in seinem „Münchhausen" auch der „alten Wally, der natürlichen Tochter von Lucinde Schlegel, Köchin eines fränkischen Prälaten a. D." gedenkt.[32] Aber es kam anders.

Der Synagogenfluch, welchen der Dichter über seinen Uriel Acosta ausrufen läßt, sollte auch ihn treffen. Wolfgang Menzel, der allzeit kampffertige Polterer, mit dem sich Gutzkow aus geringfügigem, wenn schon selbstverschuldetem Anlaß bereits vor zwei Jahren überworfen hatte, erhob in zwei Nummern seines Litteraturblattes seine Stimme gegen die „mark- und waden-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

losen Jünglinge", welchen nicht einmal der verführerische Reiz eines Don Juan zur Entschuldigung diene, in der Absicht, „den Kopf der Schlange zu zertreten, die sich im Miste der Wollust wärme". Er schloß seine Ausfälle, welche an urwüchsiger Grobheit den religiösen Streitschriften des sechzehnten Jahrhunderts nichts nachgaben, mit dem nicht ganz unberechtigten Ausrufe: „Junges Deutschland! weder jung noch deutsch, Greiseskälte im verbrannten Hirn, französisches Gift in den Adern! Dich sollten wir anerkennen als die Jugend unseres großen schönen Volkes? Dich?!"[33]

Er erreichte, wie es zu geschehen pflegt, mit seiner Kritik nur das Gegentheil von dem, was er bezweckt hatte. Der Roman, dessen Erscheinen wahrscheinlich ohne dieselbe spurlos vorübergegangen wäre, wurde mit einem Schlage populär. Gutzkow und seine Freunde blieben die Antwort nicht schuldig, und als die Gerichte schließlich Veranlassung nahmen, gegen den Verfasser der „Wally" einzuschreiten, da erhob sich ein wüster Skandal, der in unserer an schmutzigen Händeln so überreichen Litteraturgeschichte obenan steht. Auf den Denunzianten Menzel wiesen nun Alle mit dem Finger hin, die der tadelfrohe Mann in seiner langen Kritikerlaufbahn beleidigt hatte. In erster Linie Professor Paulus in Heidelberg, der „alte Rationalist", welcher zwar die Tendenz des Romanes völlig mißbilligte, aber die Freiheit der Meinungsäußerung in religiösen Dingen für ernstlich gefährdet hielt.[34] Heine hat sogar einer Schmähschrift gegen Menzel den Titel: „Der Denunziant" gegeben, und Gutzkow selbst hat bis zu seinem Tode keine Gelegenheit versäumt, seinen Gegner mit diesem Vorwurfe zu belasten. So ist es gekommen, daß wir bis auf den heutigen Tag überall lesen können, Menzel habe die Gerichte und sogar die Regierungen aufgefordert, gegen Gutzkow einzuschreiten, was sich nur dadurch erklärt, daß kein einziger Litterar-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

historiker die Menzelsche Kritik selbst zur Hand genommen hat. Da ist es wahrlich hohe Zeit, daß das Andenken eines zwar beschränkten, aber doch charaktervollen Mannes endlich von unverdienter Schmach gereinigt werde.

Nicht an die Gerichte, sondern an die ganze Nation hatte sich Menzel gewandt mit der Aufforderung, die Tendenzen des jungen Deutschland als undeutsch zu verdammen. Da er jedoch dem Romane Unsittlichkeit, verquickt mit Gotteslästerung, zum Vorwurfe machte, so war es allerdings natürlich, daß auch die Gerichte auf denselben aufmerksam wurden. Soviel ich sehe, wurde die Schrift zuerst im bayerischen Obermainkreise Mitte Oktober mit Beschlag belegt. In Karlsruhe erfuhr man erst durch eine Notiz des Frankfurter Journals von der Konfiszirung eines in Mannheim erschienenen Buches, und am 20. Oktober wurde die Regierung des Unterrheinkreises auf diesen Umstand durch ein ministerielles Reskript aufmerksam gemacht und ihr überlassen, „hinsichtlich der Schrift nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften zu verfahren".[35] Die Folge war die Konfiszirung am 14. November[36] und zwei Tage später die Vorladung des Verfassers vor das badische Hofgericht des Unterrheinkreises auf den 1. Dezember „unter Androhung des im badischen Preßgesetze (§ 71 sub 1) bestimmten Rechtsnachtheils, wonach derselbe, wenn er in der Voruntersuchung und der in der Folge anzuberaumenden Gerichtssitzung nicht erscheint, der angeschuldigten und nicht widerlegten Thatsache, als geständig zu betrachten sei".

Gutzkow, welcher damals in Frankfurt wohnte, zögerte anfangs, der Vorladung Folge zu leisten, und bevollmächtigte einen Mannheimer Anwalt, die Inkompetenz der badischen Gerichte zu erklären.[37] Da er sich jedoch auch in Preußen nicht sicher fühlte, von der freien Stadt Frankfurt die Auslieferung an Baden zu gewärtigen hatte,[38] das deutsche Bundes-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebiet aber wegen seiner Braut in Frankfurt nicht verlassen mochte, so zog er es schließlich vor, sich freiwillig zu stellen, nachdem er zuvor in Karlsruhe in einer Audienz bei dem Minister „Vater Winter" — dessen Denkmal jetzt den an der badischen Residenz vorüberreisenden Fremden wie ein Symbol der guten alten Zeit unfreundlich den Rücken zukehrt — aus unbestimmten Aeußerungen desselben die trügerische Hoffnung geschöpft hatte, von der Untersuchungshaft verschont zu bleiben.[39]

Wie die badische Regierung über den Fall dachte, läßt sich leider nicht mehr feststellen, schwerlich sehr verschieden von der allerdings nur nach den Citaten der Entscheidungsgründe gebildeten Ansicht des Ministers von Reizenstein, dem der Roman eine für den Bildungsgrad von „Ladendienern und Kammermädchen" berechnete Lektüre zu sein schien.[40] Allbekannt ist nun, daß der Bundestag in jenen Tagen sich die Rolle des Sittenrichters anmaßte und den deutschen Regierungen eine verschärfte Aufsicht auf die Schriften des jungen Deutschland ans Herz legte, daß der österreichische Bundespräsidialgesandte Graf Münch gerade Gutzkows „Wally" als ein charakteristisches Produkt der neuen die Stützen der Gesellschaft untergrabenden Richtung anführte.[41] Wenn nun aber ohne jede Rücksicht auf die Zeitfolge der Ereignisse der Prozeß gegen Gutzkow immer wieder mit der Reaktion in Zusammenhang gebracht und gleichsam der ganze Metternichsche Apparat deswegen in Bewegung gesetzt wird, so liegt darin eine durch nichts gerechtfertigte Verleumdung des badischen Richterstandes, welche ebenso unverantwortlich ist, wie die gegen Menzel erhobene Anschuldigung. Dagegen können wir Gutzkows Vertheidigung von dem Vorwurfe sophistischer Künste nicht freisprechen.[42] Obwohl er in seinen Antworten auf Menzels Kritik das Gegentheil schon halb und halb zugestanden hatte, wollte er jetzt seinen Roman lediglich nach ästhetischen Gesichtspunkten beurtheilt wissen, und glaubte, jede Tendenz in Abrede

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellen zu dürfen. Immerhin hatte seine Vertheidigung den Erfolg, daß der Gerichtshof am 12. Januar 1836 von den durch den Staatsanwalt aufgestellten drei Anklagepunkten die Anklage wegen „Gotteslästerung" und wegen „Darstellung unzüchtiger Gegenstände" verwarf, ihn dagegen „der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaften" für schuldig erklärte und zu vier Wochen Gefängniß und zu einem Drittel der Prozeßkosten verurtheilte.[43] Das Urtheil betonte also die Unmöglichkeit strafrechtlichen Einschreitens gegen gerade dasjenige, was Menzel an der neuen Richtung für französisches Gift, der Bundestag für staatsgefährlich erklärt hatte.

Vom 30. November 1835 bis zum 10. Februar 1836[44] einschließlich der Untersuchungshaft machte nun der Hegelschüler, wie er nicht unwitzig bemerkt, von dem „Aufsichbezogensein" des Begriffes die praktische Nutzanwendung. In der einsamen, nur durch die eintägige Mitgefangenschaft des Schauspielers Theodor Döring[45] vorübergehend mit grotesken Bildern erfüllten Zelle des ehemaligen Mannheimer Kaufhauses der mit seinen Gedanken keck ins Ungemessene schweifende sonderbare Schwärmer — wahrlich eine seltsame Illustration zu der mephistophelischen Sentenz:

Aus dem Palast ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Hier nun mochten alte akademische Erinnerungen in Gutzkow aufsteigen, hier mochte er daran denken, wie Hegel einst bei Gelegenheit des Abtestirens zu dem angehenden Schriftsteller gesagt hatte, „wie kann man sich nur an diesen Wolfgang Menzel anschließen!"[46] Auch Menzels Kritik hatte nun gegen den einst von ihr gefeierten Verfasser von „Maha Guru"[47] ihre andere, bekanntlich etwas rauhe Seite herausgekehrt. Und wie ihm so seine eigene Vergangenheit gleichsam historisch werden mußte, so wählt er sich jetzt den dialektischen Prozeß des historischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Lebens zum Gegenstande seines Nachdenkens, und es entsteht — eine Gefängnißarbeit[48] im strengsten Wortsinne — die Schrift „Zur Philosophie der Geschichte".

In dem Vorworte bezeichnet der Verfasser als seine einzigen Quellen die Wandinschriften und Fensterkritzeleien seines Aufenthaltortes.[49] Später aber hat er zugestanden, daß er gegen Ende seiner Haft vom Antiquar eine Bücherkiste erhielt, deren Inhalt jedoch größtentheils zu anderen litterarischen Zwecken verwendbar gewesen sei. Wir können dem Leser den Nachweis nicht ersparen, daß diese Behauptung wie so manche andere der „Rückblicke" eine ungenaue ist.[50] Ein Buch, Kants „Ewiger Friede", lag ihm jedenfalls vor; denn er giebt nicht nur auf S. 223—33 eine genaue Analyse desselben, sondern bringt auch zwei stilistisch nur wenig veränderte wörtliche Citate.[51] Eine spätere Einschiebung des Kapitels „Krieg und Frieden" ist aber kaum zulässig, weil die Vorrede schon aus dem März 1836 datirt. Auch Rousseaus Auszug aus dem ewigen Friedenstraktat St. Pierres scheint er direkt benutzt zu haben, jedoch in einer der bei Rousseaus Lebzeiten herausgekommenen Ausgaben der Werke, da er Rousseaus Kritik nicht kennt und infolgedessen die Meinungen des Genfers und des Abbé verwechselt.[52] Weitere direkte Quellen sind nicht nachzuweisen. Der Autor knüpft, wie schon erwähnt wurde, an frühere Gedankenreihen an, wie denn gleich der Anfang über die Schicksalsidee der Alten an die Preisschrift von 1830 erinnert. Daß Hegel dabei eine große Rolle spielt, scheint selbstverständlich, obwohl Gutzkow die Vorlesungen über Philosophie der Geschichte vermuthlich gar nicht gehört hat, da er im Winter 1830/31 fast kein Kolleg mehr besuchte. Aber eine kritische Auseinandersetzung mit dem Hegelschen Systeme darf man die Schrift nicht nennen. Diese war in ihrer Art schon sehr viel früher erfolgt.

Schon als Student kam Gutzkow bei Hegel „nicht über

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die eine Klippe hinweg, daß das Denken gleich sein sollte dem realen Sein"! Mit dem späteren Konvertiten Joel Jacoby und einigen anderen philosophischen Freunden hatte er damals die Encyklopädie Hegels Paragraph für Paragraph durchgenommen, um sich nach Jacobys Ausdruck zu überzeugen, „was daran Sinn oder Unsinn sei".[53] Wenn er aber auch auf das System als solches nie geschworen hatte, so kann er doch den Hegelianer in der Folge nicht verleugnen und ist auch seinerseits nicht ganz frei von jenem von ihm selbst geschilderten Braminenstolz, mit welchem der Berliner Student von 1830, wenn er in der Kollegienmappe unter seinem Arme das bei Hegel nachgeschriebene Heft fühlte, auf die armen Denkparias heruntersah. So viel also auch in der Geschichtsphilosophie bald für, bald gegen Hegel kritisirt wird, das Neue des Buches müssen wir doch auf anderem Gebiete suchen. Es besteht zunächst darin, daß wir gleichsam einen Prosakommentar zu Gutzkows ältester Tragödie, dem Lesedrama „Nero" (1835) empfangen.

Wir müssen uns das nähere Eingehen auf diese interessante durch Tieck beeinflußte Jugendschöpfung des Dichters versagen, in welcher wie in keinem anderen seiner Werke die starken und die schwachen Seiten seiner Begabung unvermittelt nebeneinander zu Tage treten. Stellen voll Goetheschen Tiefsinns, in den durch den „Faust" populär gewordenen Hans Sachsschen Knittelversen, wechseln ab mit den haarsträubendsten Geschmacklosigkeiten; das Ganze aber ist überzogen mit einem dichten Netz politischer und litterarischer Anspielungen, welche die Dichtung schon dem Leser von 1835 ungenießbar machen mußten.[54] Hier nun führt Gutzkow die alte und die neue Zeit ein in den Gestalten des jungen mit sich selbst uneinigen Julius Vindex und des resignirten Einsiedlers, der sich am Schlusse des Gespräches als Cornelius Tacitus zu erkennen giebt. Der Einsiedler ist längst bei dem Glauben angelangt, daß vor Gott alle Geschichte nur wie ein Tag sei. Seine Lebensweisheit faßt er zusammen in die Worte:

Du hast dem Leben immer recht gelohnt,
Wenn du dem Rechte folgst, das in dir wohnt.

Aber der Jüngling flucht diesem Glauben, er findet, daß die Welt der Lehre des Alten noch immer das Umgekehrte entgegengestellt habe, die Zukunft läßt er sich nicht rauben, denn

Nicht das Alte wird wieder jung;
Das Junge muß zum erstenmal sich zeigen.

Als er sich aber auf eine nähere Schilderung der Rechte der Jugend einläßt, da entgegnet ihm ernst der Einsiedler:

Ihr haßt die Tyrannei! doch ihre Frivolität,
Die ist's, die euch zu Sinne steht.

Die Ausführung der in Kürze wiedergegebenen Gedanken leidet wie der ganze „Nero" on Unklarheiten. Das aber wird jedem Leser sofort klar, daß zwei Seelen in des Dichters Brust wohnen, daß er die einem Tacitus in den Mund gelegten Einwürfe sich selbst macht. Er fühlt das Falsche und Schiefe in der ganzen Richtung des jungen Deutschland und kann sich um des von ihr angestrebten Guten willen doch nicht von ihr losmachen. In der „Philosophie der Geschichte" ist jedoch die Entscheidung zu Gunsten einer männlichen Resignation ausgefallen. „Leben" — so heißt es jetzt (S. 143) — „ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe." Die Beurtheilung der Geschichte, deren einziger Zweck eben das Leben ist, hat also von diesem Satze auszugehen. Das Räthsel der Geschichte wird an jedem Tage gelöst, „an jedem Tage ist das Ende der Welt". Mit dieser individualistischen Ansicht der Geschichte hängt dann auch zusammen eine wesentliche Aenderung seines Urtheils über die Bestimmung des Weibes. Denn so wenig bis dahin das Weib als solches in der Geschichte als dem Tummelplatz der Leidenschaften auftreten konnte, „weil es keinen Instinkt der Masse hat und seine Sympathien nur dem Einzelnen gelten", so wird

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

doch der Ausgang der Geschichte die Beruhigung der Leidenschaften und „der Sieg des weiblichen Prinzipes“ sein. Nichts aber entfernt uns weiter von diesem Ziele als die sogenannte Emanzipation der Frauen, „die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat“. (S. 148—50.)

Nicht minder überraschend wirkt das Geständniß des Verfassers, daß er den Weg, der zum Ziele führen sollte, mit dem Ziele selbst verwechselt hat. Denn er abstrahirt doch wieder nur von seiner persönlichsten Erfahrung, wenn er sagt (164—65): „Die Frühreife des Selbstbewußtseins ist das moderne Unglück; denn der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben, er wartet die Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse überzutragen . . . Man nehme nur in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann diejenigen eines Görres, Tieck und Arnim, darauf die eines Steffens, endlich die Hegels oder Schellings überstanden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen und kann sich und seine Familie an den Rand des Abgrunds gebracht haben.[55] Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet, und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken ins Auge zu fassen.“

Die verblüffende Sicherheit, mit der hier Gutzkow als einziges Rettungsmittel „gegen die Gährungsprozesse der Jugend“ eine Umgestaltung unserer Schulen und Universitäten bezeichnet,[56] ist uns dabei doch ein erfreulicher Beweis dafür, daß seine Empfindungs- und Denkweise hinter den vergitterten Fenstern von ihrer Jugendfrische nichts eingebüßt hat. Auch die Zuversichtlichkeit seiner Kritik erinnert an seine vierundzwanzig Jahre.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da erfahren wir zu unserem Erstaunen (39), daß in den Händen Herders, des Kantgegners, des von dem Moralpolitiker Schlosser Unverstandenen, aus der Philosophie der Geschichte eine Kritik derselben geworden sei, daß Herder „jene moralisch politischen Chrien veranlaßt hat, welche ein eigenthümliches Stadium der deutschen Schulbildung bezeichnen", und man ist unter solchen Umständen nur zu sehr geneigt, andere, Herders Eigenart treffend wiedergebende Stellen[57] lediglich für Zufallstreffer des geistreichen Journalisten zu halten.

Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt der Schrift verlohnt nicht der Mühe. Einfall reiht sich an Einfall, die feuilletonistische Pointe scheint häufig Selbstzweck, und das zusammenfassende Band einer einheitlichen Weltanschauung fehlt durchaus. Gutzkow selbst bedauert, daß er nicht wie Montesquieu durch Paragrapheneintheilung seinem Buche einen Anschein von Disposition geben dürfe, der es andererseits doch um so mehr bedürfe, als der Hauptfehler seiner Schreibart ihre Unruhe sei. Eine durchgehende Tendenz und in dieser Beschränkung auch eine Auseinandersetzung mit Hegel liegt allein darin, daß er sich wie sein Julius Vindex die Zukunft nicht rauben läßt. (50. 236.) Seine Sympathien weilen daher trotz aller kritischen Bedenken bei dem Genfer Philosophen, und wir dürfen sagen, daß die Zeit daran nichts geändert hat. Noch zwei Jahrzehnte später hat er es eben so tief wie schön ausgesprochen, daß die von Rousseau aufgebaute neue Welt bei aller Unmöglichkeit doch noch jetzt das abstrakte Ideal der Denkerbrust geblieben ist! „Lehre man von der Nothwendigkeit des Bestehenden was man will, Atlantisinseln der Dinge, wie sie sein sollten, schwimmen doch immer in unserer Ahnung!"[58]

Auch die politische Seite seiner Zukunftsträume hat uns nicht weiter zu beschäftigen. Seine Stimme verhallt in dem mächtigen Chorus der Zeit. Wichtiger ist uns ein kleiner, un-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scheinbarer Satz, in dem sich der Verfasser der „Ritter vom Geiste" ankündigt. Die Thatsache, daß die Idee des römischen Imperiums die ganze mittelalterliche Welt bewegt hat, führt ihn auf den Gedanken (53), „daß die Form der Geschichte nicht Auf- und Absteigen, nicht der konzentrische Kreis oder die Spirale ist, sondern der epische Parallelismus, bald kongruirend, bald divergirend". Es verschlägt nichts, daß Gutzkow im Grunde damit absolut nichts Neues sagt; denn das Hereinragen einer überwundenen, der Vergangenheit angehörenden Periode in spätere historische Entwicklungsreihen schließt auch das Hegelsche System nicht aus. Aber was Gutzkow hier nur als ein Beweis gegen die Gewaltsamkeit Hegelscher Konstruktionen dienen soll, verdichtet sich vierzehn Jahre später zu der vielbesprochenen Theorie des „Nebeneinander".

In den „Rittern vom Geiste" und noch durchgebildeter im „Zauberer von Rom" wird der epische Parallelismus nicht mehr die Form der Geschichte, sondern die Form des Romans. Dazwischen liegen die fast ausschließlich dramatischen Arbeiten gewidmeten vierziger Jahre, in welchen der Dichter seine Theorie zunächst auf das Drama anwendet, bekanntlich zum größten Schaden für dasselbe. Erscheinen doch viele seiner Dramen als verfehlte Experimente lediglich durch das Fehlen der „absoluten Kontinuität in den Fakten einer Erzählung", gegen welche sich sein kritisches Gewissen von jeher gesträubt hatte, wo sein künstlerisches Gewissen doch vollkommen hätte beruhigt sein dürfen. Er selbst erzählt in den „Rückblicken" (280), daß eine Aufführung seiner „beiden Auswanderer" (1843), der er beiwohnte, in ihm einen Umschwung bewirkt habe. Aber wenn er auch jetzt zugestehen muß, daß „das Drama die seltenen Fälle eines drastischen Nacheinander aufgreift" — eine Einsicht, welcher der Dichter die bleibende Bühnenfähigkeit von „Zopf und Schwert" und „Uriel Akosta" nicht am wenigsten verdankt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

— so soll dagegen der neue Roman des „Nebeneinander" keinen Abschnitt des Lebens, sondern den ganzen runden, vollen Kreis zur Darstellung bringen. Er berücksichtigt nicht allein „die Menschen, die zu der erzählten Geschichte gehören", er führt uns auch alle die vor, „die ihr nur eine widerstrahlte Beleuchtung geben".[59] Sein Wesen ist „die formelle und ideelle Bezüglichkeit oder Korrelation", wonach „ein Mensch wissentlich oder unwissentlich den andern wichtig, werthvoll und nothwendig erscheint".[60] Das wahre Nebeneinander unserer Weltbeziehungen kennt Gott allein, aber der Dichter kann es ahnen.[61]

Als die Angriffe auf die neue Theorie nicht ausblieben, äußerte Gutzkow sein Bedauern darüber, daß er das Geheimniß seiner Kunstform gleich zu Anfang offen ausgesprochen habe. Denn „die Form sei ihm etwas Zufälliges und wesentlich sei ihm nur der Gedanke". Aber Form und Gedanke gehen hier doch ganz ineinander auf, und es verdient bemerkt zu werden, daß sogar der eigenthümliche, symbolische Gedanke eines Geheimbundes der „Ritter vom Geiste" in jener Jugendschrift ebenfalls schon angedeutet wird, wenn Gutzkow sagt (S. 240), daß „in allen Uebergangszeiten zunächst die Atmosphäre, in welcher die Individuen höherer Begabung sich noch zu athmen getrauen, von der Wirklichkeit abweichen werde". Mögen daher Andere untersuchen, ob er mit der Behauptung recht hat, daß es ihm mit der Poesie gehe wie Lessing mit der Wahrheit, sie bleibe ihm ewig die ferne Geliebte, uns kam es hier nur darauf an, in jenem vergessenen Buche die Verbindungsglieder zwischen Gutzkows Anfängen und seinen späteren Schöpfungen großen Stiles nachzuweisen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Anmerkungen.

Seinem künftigen Biographen hat Gutzkow selbst ein reiches biographisches Material hinterlassen. Für unseren Zweck kamen in Betracht: Aus der Knabenzeit. Frankfurt a. M. Litter. Anstalt. 1852. — Die schöneren Stunden. Rückblicke von K. G. Stuttgart 1869. — Lebensbilder. Novellen und Skizzen von K. G. Stuttgart 1870 Bd. 2. — Rückblicke auf mein Leben. Berlin 1875. — Die für Gödekes Grundriß verfaßte autobiographische Skizze in der Gegenwart 16 (1879) S. 394 ff. — Die Vorreden zu der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke" (citirt Werke) Frankfurt a. M. 1845 ff. in 13 Bänden. — Außerdem glaube ich durch diese Studie zu beweisen, wie reich seine Schriften an Selbstbekenntnissen sind. Für meine von der bisherigen völlig abweichende Darstellung des Wallyprozesses habe ich die Untersuchungsakten (citirt U.-A.) gegen Gutzkow und Löwenthal (Karlsruhe Generallandesarchiv. Mannheim 3543) zum erstenmale benutzt, welchen auch die im Anhange mitgetheilten Schreiben entnommen sind.

[1] Münchhausen. Originalausgabe, Düsseldorf 1838. I. S. 85 ff.

[2] Werke 4. Band, 1—153. Unsere Citate nach der ersten Ausgabe. Hamburg 1836.

[3] Die deutsche Nationallitteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts 2 A Bd. 2, 85.

[4] Von diesem Lobe möchte ich nur ungefähr die ersten 4 Bogen ausnehmen, auf welchen G. in unerträglicher Weise über seine Familie witzelt. Er hat sich fast immer in seinen Gegenstand erst hineinschreiben müssen.

[5] Knabenzeit 72.

[6] Ebenda 62 ff.

[7] Lebensbilder 2, 62.

[8] Knabenzeit 49.

[9] Lebensbilder 2, 45—126: „Das Kastanienwäldchen in Berlin", bes. S. 62.

[10] Rückblicke 26.

[11] Lebensbilder 2, 100 ff.

[12] Ebenda 108.

[13] Knabenzeit 136.

[14] Vorrede zu „Maha Guru", Werke 5. Seite 6.

[15] Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde. Mit einer Vorrede von K. G. Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1835. S. XI.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

[16] „Der einzige Priester, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Ceremonie und ihren gescheitelten Dienern!"

[17] In dem Kapitel über Religion S. 71 der Ausgabe von Cauer = Werke VII vgl. R. Haym. W. v. Humboldt. Berlin. 1856. S. 60.

[18] In der „Wally", Werke 13, 116 (vgl. Rückblicke 141): „Sie wollen das Buch nicht herausgeben. Sie fürchten, daß aus dem vergilbten Papier jener Kritik Motten fliegen, die das Christenthum selbst anfressen."

[19] Rückblicke 20.

[20] U.-A. f. 19. Aussagen des Verlegers Löwenthal. Mannheim. 1835 Nov. 17., damit übereinstimmend Rückblicke 141. Die betreffende Scene in der Wally, Werke 13, 23; nach der im Nov. 1851 geschriebenen Vorrede zu derselben (13, XVI) hätte der Ausruf gelautet: „Wie läßt sich begreifen, was wir glauben sollen!" vgl. auch Anm. 42.

[21] Werke 13, XVI.

[22] Beilage Nr. 1.

[23] Werke 13, 181 in der „Appellation an den gesunden Menschenverstand. Letztes Wort in einer litterar. Streitfrage. Frankfurt 1835."

[24] Werke 13, 4. Leider konnte ich die Mannheimer Originalausgabe der Wally nicht auftreiben, doch ist der Abdruck in den Werken nach Gs. Versicherung (13, XXVII) nur in unwesentlichen Dingen geändert.

[25] 13, 138.

[26] 13, 110. Auf diese Figur spielt Löwenthal an, wenn er U.-A. f. 29 sagt, daß „im 3. Buche die Charakteristik eines hiesigen (d. h. Mannheimer) Frauenzimmers vorkomme, ein Umstand, der ihn ebensosehr, als die Angriffe auf die Religion in Unannehmlichkeiten verwickele".

[27] 13, 132 und 151—53.

[28] 13, 159 und 162.

[29] 13, XXI und „Gegenwart" 16, 395.

[30] Ges. Schriften und Dichtungen 1. A. 1, 37 ff. 2. A. 1, 20 ff.

[31] Vorrede zu den Lucindebriefen XXXV: „Schämt euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staates! Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiligt euern Willen dadurch, daß ihr ihn freimacht zur freien Wahl!" vgl. damit seine Selbstkritik 13, XXVI: „Diese Abälardphantasie hat etwas komisch Lateinisches und scheint geradezu aus dem Kloster zu kommen!"

[32] Münchhausen 1, 222 d. Originalausgabe.

[33] Litteraturblatt auf das Jahr 1835 S. 369—76 vom 11. und 14. September. Gutzkows Antwort d. d. Frankfurt. 13. September. Beilage d. Allgem. Zeit. (1835 September 19.) S. 1498. „Zweite und dritte Abfertigung" Menzels, Litteraturblatt. September 28. und Oktober 19.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

S. 396 und 426. Gemeinschaftliche Erklärung Gutzkows und Wienbargs in Sachen der „Deutschen Revue". Beil. der Allg. Zeit. Oktober 26. Unsere Citate aus Litteraturbl. S. 371, 374, 428. Außerdem erschienen noch von Gutzkow „Vertheidigung gegen Menzel und Berichtigung einiger Urtheile im Publikum. Mannheim bei Löwenthal. 1835." (mir leider nicht zugänglich) und die in Anmerkung 23 citirte „Appellation".

[34] Sendschreiben an K. G. Von einem alten Rationalisten. Mannheim. 1836. Aufgenommen in die Werke 13, 189 ff. und in „Des Großherzogl. Bad. Hofgerichts zu Mannheim vollständig motivirtes Urtheil über die in dem Roman W. d. Z. angeklagten Preßvergehen nebst zwei rechtfertigenden Beilagen und dem Epilog des Herausgebers. Aktenstücke und Bemerkungen herausgegeben von Dr. H. E. G. Paulus", Heidelberg 1836; enthält unter anderm eine „Rechtsvertheidigungsrede, welche vor dem Appellationsgericht hätte gehalten werden können", in welcher Paulus S. 84 G. sagen läßt, Niemand, der die Zeit kenne, werde sagen, daß er diesen Cäsar erfunden habe, vielmehr trage die Hegelsche Philosophie die Verantwortung.

[35] U.-A. Das Reskript handelt in der Hauptsache von Löwenthal, welcher in Mannheim eine Buchhandlung errichtet habe, obwohl ihm sein Gesuch am 11. August abschlägig beschieden worden sei. Im Frankfurter Journal vom 18. Oktober Nr. 288 steht nur die Notiz, daß eine Bekanntmachung im Intelligenzblatt des bayerischen Obermainkreises die Beschlagnahme der Wally verordne.

[36] U.-A. 27. Infolge der Menzelschen Rezension war die ganze Auflage von 700 Exemplaren trotz des Preises von 3 fl. in kurzem vergriffen; bei Löwenthal fanden sich nur zwei Exemplare. Die ersten Versendungen erfolgten am 14. August, nach Baden versandte die Druckerei Sauerländer in Frankfurt im ganzen 34 Exemplare, 13 nach Mannheim, 9 nach Karlsruhe, 9 nach Heidelberg, 2 nach Freiburg, 1 nach Konstanz. Wegen der Konfiskation ihrer Exemplare erhoben zwei Inhaberinnen von Leihbibliotheken in Mannheim vergeblich Ansprüche auf Schadenersatz. Der Kriminalsenat des Königl. Gerichtshofs für den Neckarkreis unterdrückte und verbot erst am 17. Februar 1836 den Roman, worauf das Stuttgarter Kriminalgericht am 8. März dem Mannheimer Stadtamt 1 Exemplar (sic) übersandte.

[37] Für Obergerichtsanwalt Hofrath Gerbel in Mannheim d. d. Frankfurt. November 27. Vgl. zum Folgenden Rückblicke 150.

[38] U.-A. Das Polizeiamt d. f. Stadt Frankfurt an Stadtamt Mannheim November 23, habe G. mitgetheilt, daß er auf weiteres Ansuchen des Stadtamts ausgeliefert werde.

[39] Lebensbilder 2, 139 „aus Empfangszimmern". Wenn aber G. auch Winter von Menzels „Aufforderung an die Regierungen" reden läßt, so ist diese Gedächtnißschwäche kaum mehr zu entschuldigen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

[40] An Paulus, Karlsruhe 4. Juli 1836, in Reichlin-Meldeggs „Paulus und seine Zeit". Stuttgart (1853) 2, 171.

[41] In der Sitzung vom 10. Dezember 1835. Vgl. Karl Fischer, die Nation und der Bundestag. Leipzig. 1880. S. 423 ff.

[42] U.-A. 41 ff. Beim ersten Verhör am 30. November verwies G. auf die „Appellation", welche er täglich aus Frankfurt erwarte. „Ich suchte dort noch einmal, die ganze Sache unter den rein litterarischen Gesichtspunkt zu stellen, und eine Auslegung der inkriminirten Punkte der in der Untersuchung gegebenen Schriften aus ihrem Zusammenhang mit den übrigen Theilen des als vorübergehende Erscheinung in der litterarischen Welt sich darstellenden Romans zu geben, wodurch ich hoffe, die Erhebung förmlicher Anklage zu beseitigen." Er bekenne sich als Verfasser aller inkriminirten Stellen, bekenne damit jedoch keineswegs, daß die hierin zur Sprache gebrachten Ideen und Ansichten seine eigenen d. h. diejenigen seien, wodurch seine Ueberzeugung gebildet werde, und deren Verbreitung ihm angelegen gewesen wäre. „Vielmehr — fährt G. fort — sind es Aeußerungen, welche einer oder der anderen Figur lediglich für die dialektische Entwickelung der ganzen Idee in den Mund gelegt sind. Die Grundidee des Romans Wally ist in folgendem enthalten: Ich wollte ein psychologisches Phänomen schildern, welches dasselbe Recht auf poetische Darstellung hat, wie die Eifersucht, die Liebe oder irgend eine andere Leidenschaft des menschlichen Herzens. Ich wählte zu diesem Zwecke den Zweifel, nicht um meine Leser dazu zu veranlassen, sondern um die Verirrungen zu schildern, auf welche man stößt, wenn man den religiösen Haltpunkt seines Lebens verliert. Mit dieser rein poetischen Absicht verband ich eine zweite, nämlich einen Kontrast im menschlichen Gemüthe zu schildern; ich wählte eine Repräsentantin meiner Idee, wo[bei] ich mir von dem Gegensatze, daß sie zunächst nur eine unbefangene kokette, durch die Gesellschaft rauschende Erscheinung dennoch ein Gemüthsleben in sich hatte, was Niemand, der sie betrachtete und selbst der kalte Egoist Cäsar nicht bemerkte, eine poetische Wirkung versprach." Frage: Das Kapitel über die Religion im dritten Buche beginne mit dem Satze „Ich will über den Glauben sprechen." Hier rede also der Autor selbst. Gutzkow: Hier habe er nur, um die Katastrophe vorzubereiten, alle Ansichten Cäsars zusammengefaßt. Dieser bleibe „in ihnen derselbe kalte Anatom, der in allen höheren Dingen immer nur auf den zufälligen Ursprung derselben zurückgeht, und nicht im stande ist, sich auf die Höhe des Christenthums als einer welthistorischen Erscheinung zu schwingen, sondern überall ganz in der Weise der alten materialistischen französischen Philosophie das Zufällige und Anekdotenartige am Christenthum hervorhebt. Er selbst habe in anderen Schriften solche Ansichten über Religion und Christenthum niedergelegt, daß ihm um so weniger die hier

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorkommenden Aeußerungen persönlich imputirt werden könnten." Er giebt jedoch zu, daß überall das Publikum der Ansicht sei, „daß in dem Roman im allgemeinen ein frivoler Ton herrsche," erklärt dies aber „durch das Skizzenhafte und Fragmentarische der Darstellung" und durch den Kontrast in Wallys Charakter. Auf die Frage, warum er in seiner Vertheidigung gegen Menzel S. 35 den Zweck der schroffen Art seiner Darstellung nicht anzugeben wage, antwortet G.: „Ich habe die Vertheidigung geschrieben in einem Augenblicke, wo ich mir die Möglichkeit, für die Erfindung meines Romanes selbst verantwortlich zu sein, gar nicht vorstellen konnte, und wo ich bei der aufgeregten Meinung des Publikums nicht wußte, wie ich mir bei einer scheinbar eingetretenen Verwirrung aller litterarischen Begriffe helfen sollte. Ich nahm in meiner Vertheidigung nicht die Meinungen, sondern nur die Stimmung der Charaktere in Schutz, sagte sogar, daß ich selbst Verwandtschaft mit Cäsar hätte, aber nur, um die Möglichkeit eines Charakters, nicht um die Einseitigkeit einer Meinung zu rechtfertigen." Goethe sei ja auch kein Pietist, obwohl er im Meister die Bekenntnisse einschalte. Wie könne sein Buch Herabwürdigung der Religion bezwecken, da „sein Stil und seine Darstellung nur für Eingeweihte und Gebildete berechnet sei, und er, um sein Ziel zu erreichen, direkt ein Buch hätte schreiben müssen, wo er sich als Redner auf irgend eine Bühne gedacht hätte." Das junge Deutschland aber sei nur „ein Hirngespinst und löse sich in einzelne Männer auf, welche unabhängig voneinander zur Ehre der Nation ihr Leben der Erforschung der Wahrheit gewidmet haben." Doch giebt er zu, daß die Wally sich vom ästhetischen Standpunkte aus angreifen lasse, „weil man niemals einen Roman schreiben soll, in welchem die Motive von größerem Interesse sind als die Fabel selbst," und noch dazu „einen speziellen Beigeschmack haben."

Wenn ein Verfasser haftbar sei für Aeußerungen seiner Phantasiegebilde, so dürfe Zampa nicht aufgeführt werden, weil ein Bösewicht darin ausrufe: es giebt keinen Gott; dann war auch Schiller wegen seines Räubers Moor strafbar. „Die Kunst kennt nur Extreme, sie darf nichts halb schildern, sondern sie muß mit den stärksten Farben auftragen." — Fortsetzung des Verhörs am 3. Dezember. Frage 29: „Können Sie mit den Begriffen von Moral vereinigen, daß ein verheirathetes Frauenzimmer sich einem fremden Manne nackt präsentirt, und ist es Ihr Ernst, wenn Sie behaupten, diese Scene werde vor der Moral geweiht durch die Lilie, die vor dem Frauenzimmer steht?" Gutzkow: „Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was man thun soll, und dem, was man schreiben darf. Jene Scene rechtfertigt sich aus dem Zusammenhange und ist von mir mit delikater, zarter und poetischer Rücksicht behandelt worden. Dazu kömmt daß ich die ganze Scene im Duft einer Allegorie gelassen habe, daß ich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr ein bekanntes altdeutsches Gedicht als Gewand lieh, und daß von meinem künstlerischen Standpunkte aus, jene Lilie allerdings eine sinnige und tiefe Bedeutung hat." Vgl. damit Werke 13, XIX das Geständniß, daß ihm die polemische Tendenz gegen die Ansprüche des Theologen und Kirchenthums die Hauptsache war" (Rückblicke, 148), womit auch Löwenthals Aussagen übereinstimmen.

[43] Gedruckt in den „Annalen der Großherzoglich badischen Gerichte 1836 Nr. 16 vom 16. April und mit falschem Datum in der Anmerkung 34 citirten Schrift von Paulus. Der dem Urtheil zu Grund liegende § 21 des badischen Preßgesetzes lautet: „Wer eine im Großherzogthum anerkannte Religionsgesellschaft in Druckschriften oder Bildwerken durch Ausdrücke der Verachtung oder verächtliche Darstellungen angreift, oder der Verachtung preiszugeben sucht, verfällt in eine Geldstrafe von 5—100 fl., oder in eine Gefängnißstrafe bis zu 3 Monaten." Löwenthal wurde freigesprochen. Der Staatsanwalt hatte beantragt für Gutzkow 1 Jahr Zuchthaus und 100 fl Geldstrafe event. Gefängniß von 3 Monaten, für Löwenthal 3 Monate Zuchthaus, Geldstrafe von 20 Thlr. event. 3 Monaten Gefängniß.

[44] Also nicht 12 Wochen, wie G. später behauptet hat.

[45] „Zwei Gefangene" in den „schöneren Stunden" S. 291 ff.

[46] Lebensbilder 2, 110. Rückblicke 10 und die in Anmerkung 33 citirte Erklärung in der Allgem. Zeit., wo der Satz jedoch in gehässiger Weise zugespitzt ist.

[47] Litteraturblatt 1834 Februar 24. S. 77. Die Vignette zeigt Gutzkows Namen in einem Lorbeerkranz, welche Auszeichnung übrigens auch Spindler zu theil wurde. Die ebenfalls häufig wiederkehrende Vignette der Wallykritik ist eine blitzschleudernde Gestalt.

[48] Er vollendete außerdem den Roman Seraphine und begann die Schrift „Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte", deren Vorrede schon aus dem April datirt ist.

[49] Rückblicke 155; nach Werke 13, XIX in der fünften bis sechsten Woche.

[50] Julian Schmidt hat in Bd. 37 der preußischen Jahrbücher (1876) eine kleine Blüthenlese angestellt, schien aber nach der Art und Weise, in der er es that, seines Romanes „Schwabenspiegel" uneingedenk, vergessen zu haben, daß der im Glashause Sitzende nicht mit Steinen um sich werfen soll. Aber auch an erheiternden Irrthümern fehlt es den Rückblicken nicht. So z. B. läßt G. S. 39 bei dem Wartburgfest 1817 das erst 1820 erschienene Lindnersche Manuskript aus Süddeutschland auf den Scheiterhaufen wandern, so hält er S. 55, obwohl er in Frankfurt fast so zu Hause war wie in seiner Geburtsstadt, die „Fulder", welche ihre Wochenbörse auf dem sogenannten „Dalles" Ecke der Zeil- und der Friedbergerstraße abzuhalten pflegten, für Eingepfarrte der Stadt aus den umliegenden Dörfern, hat

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ebenda das seltene Vergnügen, im Theater den „politischen Zinngießer" (sic) zu sehen, und in der bayerischen Jachenau das noch viel seltnere Vergnügen, S. 97, die Firnen der Tyroler Alpen und die „Eiszacken" der Benediktenwand anzustaunen.

[51] S. 225 = Kant, Werke (Schubert — Rosenkranz) 7, 1, 243 und die Maxime S. 232 = 7, 1, 291.

[52] Vgl. Oeuvres éd. Musset-Pathay 22, 420 ff. das Verzeichniß der verschiedenen Ausgaben.

[53] Lebensbilder 2, 112 und 117.

[54] Erschienen 1835 bei Cotta (= Werke 1.). Der dritte Sophist karrikirt — wie G. selbst bemerkt hat — die Vortragsweise Hegels, der vierte Sophist ist Schleiermacher, der sechste Kant-Fichte mit ihrer rigorosen Verwerfung der Nothlüge. In den Chören der Satyrn, Nymphen und Najaden ahmt G. nicht ohne F. Vischer antizipirende Persiflage die Geisterchöre des Goetheschen Faust nach. Der Chor der Dichter verspottet die schwäbische Dichterschule, S. 167, die Kommandos in der Schlacht verspotten Grabbes „Napoleon" u. s. w.

[55] Der bekümmerten Anverwandten gedenkt er auch in dem merkwürdigen Schreiben, das er am 15. Januar an Minister Winter richtete, als er Wiederaufnahme des Verfahrens befürchtete. Der den U.-A. jetzt beigeheftete Brief wurde durch F. v. Weech 1878 in der Gegenwart 14, 420 veröffentlicht. Vgl. auch Beilage 4.

[56] S. 167. „Wenn Methode, Unterrichtsstoff und die Schule in allen ihren Zweigen verändert und auch im Organismus des Staates eine neue Stellung bekämen, wahrlich das moderne Ich würde sich mit weit weniger Nachtheil sowohl für die öffentliche Sicherheit, wie für die Ruhe der Familien produziren und entpuppen. Fraget euch selbst, ihr jungen Männer aus dieser Zeit, wie viel Herzen ihr verwundet habt, ehe ihr so weit gekommen waret, euch als ein haltbares Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts zu fühlen!"

[57] S. 33. „Da blitzte das Genie eines Herder auf, ein Phänomen, dessen elektrischer Stoff für Deutschland verloren scheint und nichts Aehnliches wieder hervorbringen wird".

[58] In der Erzählung „Jean Jacques" (1854) Ges. Werke 2 A. Jena 1. Serie 4, 129.

[59] Vorwort zur 1. Aufl. der „Ritter vom Geiste". Leipzig 1850.

[60] Vorwort zur 3. Aufl.

[61] „Jean Jacques" a. a. O. 118.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beilagen.

I. Gutzkow an Löwenthal.

Frankfurt, den 5. Juni 1835.

Lieber Löwenthal . . . Deine Fragen beantworte ich folgendermaßen: Erstens, der Almanach bringe alles, was die Autoren geben wollen. Zweitens, Mitarbeiter seien: Laube, Pückler, ich, Lewald, Wienbarg, Schlesier, Julius Mosen, Louis Lax, Heine; Namen genug! Die Schwaben laß mir weg! Rückert aber fordre auf. Drittens, Honorar für die Mitarb[eiter] bestimmt sich nach dem Autor.: . . Viertens, Laube soll mäßig sein, und bedenken, daß Correkt. ꝛc. für ihn ganz wegfällt, und sich für seinen Namen mit 10 Friedr. begnügen: für die Beyträge soll er mit 2½ Fr. zufrieden seyn, er, der die Ehre hat und für die Zukunft denken muß, und mit dem Buchhändler Hand in Hand geht. Fünftens das ju[nge] Deutschland schleppt aus Wi[e]n[barg]s Buch nach und ist unnütz. Sechstens, moderne Schilder[ungen] ist sehr trivial. Das Wort modern sollte ganz fehlen: warum nicht Charakteristiken zur Geschichte und Litteratur? Schattenrisse, Umrisse, der letzte ist der beste. Siebentens, für Bechstein (Unterwegs) (Auf der Reise), Ein Roman des Tages (aus meinem Leben) oder die Apriltage. Aus meinem Leben. . . .

Fast hätt ich vergessen, daß ich täglich an der Wally arbeite. Sie ist auf 5 Druckbogen wenigstens gediehen, in 14 Tagen bin ich mit dem Buche fertig, das 15 Bogen stark wird. Ich arbeite con amore, und weiß, daß ich etwas hübsches liefere. Wenn Du sie durchaus haben willst, so veranl[asse], daß sie hier unter meiner Aufsicht gedruckt wird. Das Papier nimm von Flinsch und den Druck besorgt Bayrhoffer (Sauerl[änder] ist überfüllt). Ich möchte gern, daß Du nicht eine Zeile von dem Roman sähest, ehe er nicht im Druck fertig ist und sich Dir sauber zu Füßen legte! Die höchste Eleganz ist erforderlich. Diese erreichst Du doch nicht in Mannheim. Triff also die nöthigen Anstalten! Sauerl[änder] ist geneigt, für Frankf[urt] Deine Kommissionen zu übernehmen. Ich sehe aber mit Schrecken, daß Du vielleicht all Deine Sachen auf das 30 fl. Papier druckst, das wäre fürchterlich. S[auerländer]r druckt alles der Art auf das köstlichste Papier, wo er 50 fl. für den Ballen zahlt. Versieh. hierin um Gotteswillen nichts.

Dein Gutzkow.

II. Löwenthal an Gutzkow in Stuttgart, Gasthaus zum Waldhorn.[1]

[1835. Ende August.]

Lieber Gutzkow. Dein Brief hat mich zu schmerzlich berührt, als daß

[1] Der Brief Gutzkows, auf welchen Löwenthal in diesem für die Beziehungen beider Männer so charakteristischen Schreiben antwortet, lag nicht bei den Akten. Das Datum ergiebt sich aus den U.-A.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich durch eine Erklärung darüber nicht gleich meinem Herzen Luft machen sollte. Ich sehe die Sache klar: Du denkst mir eine innerliche Geringschätzung, eine nur durch Spekulation gebotene Verehrung Deines Talentes, Deiner Richtung an; meine durch nüchterne Altklugheit und alltägliche Weisheit in Anspruch genommene Bewunderung Menzels hälst Du für den Grundtypus meiner Seele. Dein Mißverständniß thut mir weh; denn Du solltest mich soweit kennen, daß Liebe, Hingebung, Bewunderung bei mir eins und dasselbe ist. Und ist es nicht grausam von Dir, daß Du meine Liebe mit einer Aeußerung über Wally, die viel mehr dem Kopfe als dem Herzen angehörte (und wie darf das den Dichter kränken?) nach Einem Maßstabe missest? Ich sage Dir nicht mehr, was ich für Dich innerlich fühle, daß mir Deine Freundschaft, Dein Wohlwollen unentbehrlich geworden ist, daß Du allein seit zwei Jahren der unwillkührliche Lenker und Leiter aller meiner Gedanken, meiner Gefühle, meiner Entschlüsse, meiner Handlungen warst. Und Du sprichst von Gebrauchen, oder gar von Mißbrauchen! Wenn ich, kleinlicher Verhältnisse wegen, die mich umgeben, manchmal, weiß Gott! mit widerstrebendem Herzen kleinlich handeln muß, glaubst Du mich aller Konsequenzen fähig, die nur ein Unkundiger aus solchen Schritten ziehen könnte! Ich achte Menzel; Dich liebe ich; und ich wollte lieber mit Dir irren, als mit Menzel klug und weise sein. Nimm diese Erklärung als die aufrichtigste, die ich je machte; und sie ist um so aufrichtiger, da gerade jetzt, wo sich Mißverständnisse zwischen uns zu drängen suchen, mein tiefstes Herz in Liebe zu Dir aufsprudelt, und ich mit voller Seele das Glück Deiner Freundschaft fühle. Ich weiß, daß ich jetzt schwärme; Du wirst auch lachen darüber, aber wenigstens ist meine Schwärmerei keine Illusion, und meine Liebe zu Dir eine tiefe Wahrheit!" [Fragt an, wie er sich gegen Bechstein verhalten solle, dessen „Reisetage; aus meinem Leben"[1] zu schlecht seien, als daß er sie verlegen möchte, und fährt dann fort:] „Also bis Montag sehen wir uns wieder? Komme aber gewiß! Wegen der Zeitschrift thu noch keinen entschiedenen Schritt; wenn Du mit Cotta abschließest, wirst Du mich hoffentlich nicht übergehen. Und Menzel? — qu'est ce que m'importe? — Ich habe an Rückert in Erlangen und Hammer in Wien geschrieben und sie um Verlagsartikel gebeten. Ich mache die Runde bei allen großen Gelehrten Deutschlands, wenn sie mir auch nichts geben, so lernen sie mich doch kennen.

Laube läßt Dich grüßen. In seinem Buche hält er sich sehr fein und höflich mit den Berlinern, ja, er macht ihnen sogar die Cour.[2] Sein Buch ist übrigens nett und wird gewiß gut gehen. Von Deiner Wally sind hier auch schon 8 Exemplare abgegangen, sogar in beiden langsamen Leihbibliotheken.

[1] Die „Reisetage" erschienen 1836.
[2] Bezieht sich wohl auf die „Reisenovellen", 3 Bände 1834—37.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Adieu, mein lieber k. k. östr. Hofkanzleidirektorialrath! Ich glaube, sie suchen Dich deshalb zu gewinnen, weil sie, nach Deiner Vorrede über Lucinde, in Dir einen zweiten Friedrich Schlegel vermuthen. Uebrigens ist die Geschichte eine wüthende Beleidigung für Dich, die Blut fordert. Komm bald zu Deinem Löwenthal. Grüße Lewald und er soll doch bald Manuskript senden! — Auch erinnere ihn an das [abgerissen].

III. Gutzkow an den Redakteur der Allgem. Zeitung[1] Dr. Kolb in Augsburg.

Mein Lieber! Besorgen Sie gütigst den Abdruck dieser Erklärung und lassen Sie den Betrag derselben auf mein bei der Cottaischen Handlung laufendes Conto setzen!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen aus dem hiesigen Stadtgefängnisse!

Ueber Bernadotte erwart' ich von H. von Cotta Antwort!

Ihr Gutzkow.

Ueber einen Berliner Korrespondenten.

Seit einiger Zeit enthält die Frankfurter O. P. A. Zeitung[2] Artikel, welche aus der Feder des ehemaligen Hallenser Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung, des Herrn Joel Jacoby,[3] herrühren und außer meiner Person auch alles, was an Büchern und Menschen mit mir zusammenhängt, in ein gefährliches Licht zu stellen suchen. Viele werden sich über die jüngst angeregten Streitfragen ein eignes Urtheil gebildet haben, aber jeder billigdenkende wird über den Gebrauch erschrecken, welcher seit einigen Monaten von der Schrift in Deutschland gemacht worden ist. Nicht nur, daß die Kritik statt an Aristoteles und Lessing an den Staat appellirte, sondern auch litterarische Windbeutel,[4] (wofür man Herrn Jacoby seit Erfindung des Gerüchts vom Aufenthalte der Herzogin Berry in Frankfurt und seit den Erfolgen der großen mysteriösen Reise, die er auf Rechnung eines großen Staates im Anfang dieses Jahres zu machen vorgab, halten muß), nehmen eine offizielle Maske vor und affectiren eine Einweihung und Autorisation, welche ihnen warlich kein Staat geben wird. Herr Jacoby hat in einer merkwürdigen Alloprosellie[5] seit einigen Jahren bald auf den Sätteln Börnes und Heines, bald auf denen Hegels und Leos

---

[1] Die folgenden Schreiben kamen zu den U.-A., weil dem Untersuchungsgefangenen die Absendung derartiger seine persönlichen Verhältnisse betreffenden öffentlichen Kundgebungen nicht gestattet wurde.

[2] Die Frankfurter Oberpostamtzeitung.

[3] Ueber Jacoby vgl. oben S. 22 und Lebensbilder 2, 117—19.

[4] Das Eingeklammerte ist von Gutzkow durchgestrichen; die „mysteriöse Reise" wird auch in den Lebensbildern a. a. O. erwähnt.

[5] Von ἀλλοπρόσαλλος, wetterwendisch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geritten und soviel Verkehr mit den von ihm verbotenen Tendenzen gehabt, daß er, um etwas loyales zu sagen, nur immer das Gegentheil von dem zu behaupten braucht, was er selbst früher geglaubt hat. Schon seit länger als einem Jahre verketzert Herr Jacoby unbefangene und gesetzliche Bestrebungen, indem er nichts thut, als seinen eigenen alten Rock umkehren, wie ein von drüben gefangener Soldat, der in umgewandter Montur in die diesseitige Armée gesteckt wird. Herr Jacoby hat Talent, aber zu wenig Charakter, um einzusehen, welch niedrigen Gebrauch er von dem ersten macht. Es würde ihm weit mehr Ehre bringen, irgend ein wissenschaftliches Werk dem Urtheile des Publikums vorzulegen, als bald in dieser, bald in jener Maske an versteckten Oertern aufzutauchen und durch einen orakelhaften Ton bürgerliche Existenzen maulwurfartig zu unterwühlen.

Mannheim, d[en] 4. Dezember 1835.

Gutzkow.

IV. Gutzkow an W. Wagner, Redakteur der Didaskalia in Frankfurt a. M.

Mannheim, den 11. Dezember 1835.

Lieber Wagner! Ich höre, daß Du meinen Bernadotte aus der Allg. Zeitung abdruckst. Thu mir die Gefälligkeit, und setze meinen vollständigen Namen darunter, nicht des Publicums oder meinetwegen, sondern aus Antheil für meine armen Frankfurter Verbindungen, für meine Braut und Schwiegereltern, welche ich durch mein Schicksal so namenlos betrübe! Du wirst wissen, daß ich in Haft bin.

Einst wird mir die Luft der Freiheit wieder zuströmen, und wie dankbar werd' ich seyn gegen Alle, die mich in meiner Noth nicht verlassen haben! Nimm Dich meines Rufes an und schütze mich vor den Eseln, welche todten Löwen gerne ihren Fußtritt geben! Löwen! Noch immer stolz! Du wirst lächeln, guter Wagner!

Benutze dies als Notiz: Ich arbeite an einem speculativen Werke über die Philosophie der Geschichte und werde mich von der Tagesliteratur in Zukunft gänzlich zurückziehen. Meine zerstreuten kritischen Arbeiten erscheinen, durchgeglättet und gefeilt, und durch ein Gemälde der jetzigen Literatur eingeleitet zu Ostern in 2 Bänden.

Behalte lieb

Deinen Gutzkow.

Versöhne Haller: ich meint es nicht bös' mit ihm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rbotenen Tendenzen gehabt,
er das Gegentheil von dem
aubt hat. Schon seit länger
fangene und gesetzliche Be-
genen alten Rock umkehren,
umgewandter Montur in die
hat Talent, aber zu wenig
Gebrauch er von dem ersten
en, irgend ein wissenschaft-
gen, als bald in dieser, bald
chen und durch einen orakel-
tig zu unterwühlen.

Gutzkow.

teur der Didaskalia
M.

en 11. Dezember 1835.

meinen Bernadotte aus der
ligkeit, und setze meinen voll-
ns oder meinetwegen, sondern
rbindungen, für meine Braut
Schicksal so namenlos betrübe!

wieder zuströmen, und wie
in meiner Noth nicht verlassen
schütze mich vor den Eseln,
geben! Löwen! Noch immer

rbeite an einem speculativen
nd werde mich von der Tages-
Meine zerstreuten kritischen
lt, und durch ein Gemälde der
Bänden.

Behalte lieb
Deinen Gutzkow.

bös' mit ihm.

Inches
Centimetres
TIFFEN® Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf